

Joël Dicker

Das Geheimnis von Zimmer 622

Roman



PIPER

Joël Dicker

Das
Geheimnis
von Zimmer
622

Roman



PI



Mehr über unsere Autorinnen, Autoren und Bücher:

www.piper.de/literatur

Aus dem Französischen von Michaela Meßner und
Amelie Thoma

© Piper Verlag GmbH, München 2021

Titel der französischen Originalausgabe: »L'Énigme de la
chambre 622« bei Éditions de Fallois, Paris

Covergestaltung: Rothfos & Gabler

Covermotiv: plainpicture/JanJasperKlein und Motive von
Shutterstock.com

Karte: © Peter Palm, Berlin

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich
geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für
den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.
Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren
Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder
öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und
kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu
Webseiten Dritter. Wir weisen darauf hin, dass sich der
Piper Verlag nicht die Inhalte Dritter zu eigen macht

INHALT

Cover & Impressum

Stadplan Genf

Karte Südwestschweiz

Widmung

PROLOG

Der Tag des Mordes

ERSTER TEIL

Vor dem Mord

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

ZWEITER TEIL

Das Wochenende des Mordes

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

Kapitel 37

Kapitel 38

Kapitel 39

Kapitel 40

Kapitel 41

Kapitel 42

Kapitel 43

Kapitel 44

Kapitel 45

Kapitel 46

DRITTER TEIL

Vier Monate nach dem Mord

April

Kapitel 47

Kapitel 48

Kapitel 49

Kapitel 50

Kapitel 51

Kapitel 52

Kapitel 53

Kapitel 54

Kapitel 55

Kapitel 56

Kapitel 57

Kapitel 58

Kapitel 59

Kapitel 60

Kapitel 61

Kapitel 62

Kapitel 63

Kapitel 64

Kapitel 65

Kapitel 66

Kapitel 67

Kapitel 68

VIERTER TEIL

Drei Jahre nach dem Mord

September

Kapitel 69

Kapitel 70

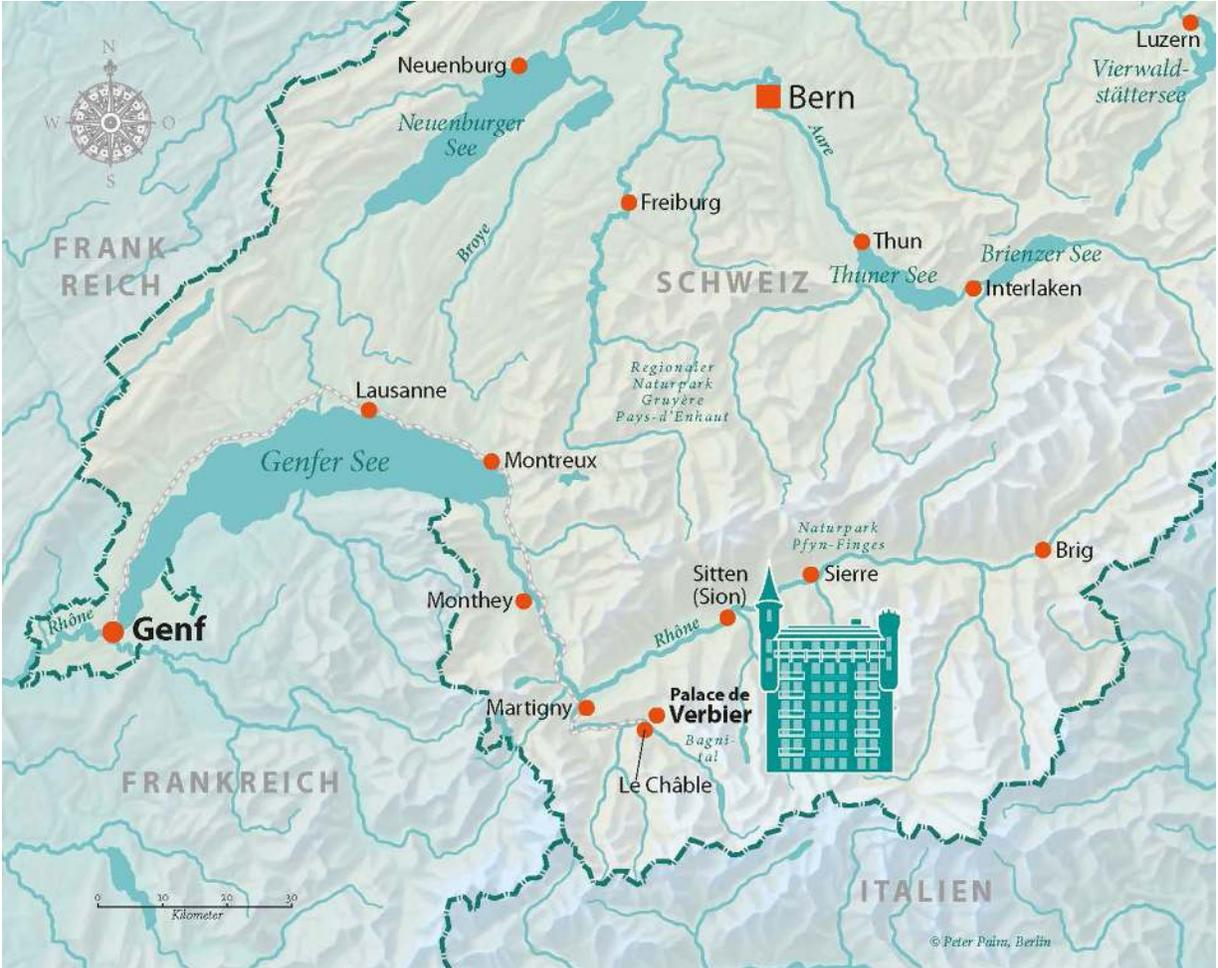
Kapitel 71

Kapitel 72

Kapitel 73

Kapitel 74





Für meinen Verleger, Freund und Lehrmeister

Bernard de Fallois (1926–2018).

*Mögen alle Schriftsteller der Welt irgendwann einem
so außergewöhnlichen Verleger begegnen.*

PROLOG

DER TAG DES MORDES

Sonntag, 16. Dezember

Es war halb sieben Uhr früh. Im Palace de Verbier war noch alles dunkel. Draußen war es stockfinster, und es schneite heftig.

Im sechsten Stock öffnete sich der Personalaufzug. Ein Angestellter des Hotels erschien mit einem Frühstückstablett und ging zur Suite 622.

Als er davorstand, sah er, dass die Tür nicht ganz geschlossen war. Licht sickerte durch den Spalt. Er machte sich bemerkbar, erhielt jedoch keine Antwort. Also beschloss er, einzutreten, da er annahm, die Tür sei für ihn offengelassen worden. Was er dann entdeckte, entriss ihm einen Schrei. Er rannte los, um seine Kollegen zu informieren und den Notarzt zu rufen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht im Palace, und überall auf den Etagen gingen die Lichter an.

Auf dem Teppichboden von Zimmer 622 lag eine Leiche.

ERSTER TEIL

Vor dem Mord

KAPITEL 1

Liebe auf den ersten Blick

Zu Beginn des Sommers 2018, als ich mich ins Palace de Verbier begab, ein exquisites Hotel in den Schweizer Alpen, hätte ich mir nicht träumen lassen, dass ich meine Ferien damit zubringen würde, ein vor Jahren in diesem Haus begangenes Verbrechen aufzuklären.

Der Aufenthalt sollte mir nach zwei kleinen persönlichen Katastrophen, die mir gerade zugestoßen waren, etwas Ablenkung bieten. Doch ehe ich Ihnen erzähle, was in jenem Sommer geschah, muss ich zunächst einmal auf den Ursprung der ganzen Geschichte zurückkommen: den Tod meines Verlegers Bernard de Fallois.

Bernard de Fallois war der Mann, dem ich alles verdankte.

Mein Erfolg, meine Bekanntheit waren sein Verdienst.

Dass man mich *der Schriftsteller* nannte, war sein Verdienst.

Dass man mich las, war sein Verdienst.

Als ich ihn kennengelernt hatte, war ich nichts als ein unveröffentlichter Autor gewesen. Er hatte aus mir jemanden gemacht, dessen Romane in der ganzen Welt gelesen wurden. Bernard, der immer wie ein vornehmer Patriarch gewirkt

hatte, war eine der herausragenden Persönlichkeiten der französischen Verlagswelt gewesen. Für mich war er ein Vorbild und vor allem, trotz der sechzig Jahre Altersunterschied, ein guter Freund gewesen.

Bernard war im Januar 2018 verstorben, in seinem 92. Lebensjahr, und ich hatte auf seinen Tod reagiert, wie es jeder Schriftsteller tun würde: Ich begann, ein Buch über ihn zu schreiben. Ich widmete mich diesem Projekt mit Leib und Seele, zurückgezogen ins Arbeitszimmer meiner Wohnung in der Avenue Alfred-Bertrand Nr. 13 im Genfer Champel-Viertel.

Wie immer, wenn ich schrieb, duldeten mich nur einen Menschen in meiner Nähe, meine Assistentin Denise. Sie war meine gute Fee. Stets guter Laune, organisierte sie meine Termine, sichtet und sortierte die Leserbriefe, las und korrigierte, was ich zu Papier gebracht hatte. Nebenbei füllte sie meinen Kühlschrank und versorgte mich mit Kaffee. Und dann übernahm sie noch die Funktion eines Bordarztes, indem sie in mein Arbeitszimmer platzte wie in die Kajüte eines Kapitäns auf großer Überfahrt und mir Ratschläge für meine Gesundheit angedeihen ließ.

»Gehen Sie doch mal raus!«, befahl sie freundlich. »Drehen Sie eine Runde durch den Park, um Ihren Kopf zu lüften. Seit Stunden hocken Sie hier drin!«

»Ich war heute Morgen schon joggen«, erinnerte ich sie.

»Ihr Hirn braucht in regelmäßigen Abständen frischen Sauerstoff!«, beharrte sie.

Es war beinahe schon ein tägliches Ritual. Ich fügte mich und ging auf den Balkon vor dem Büro. Dort füllte ich meine Lungen mit ein paar tiefen Zügen kühler Februarluft, um mir dann mit einem amüsierten und herausfordernden Blick eine Zigarette anzuzünden. Sie protestierte empört:

»Wissen Sie was, Joël, ich werde Ihren Aschenbecher nicht ausleeren. Dann sehen Sie wenigstens, wie viel Sie rauchen.«

Jeden Tag hielt ich mich an eine mönchische Routine, die ich mir in den Schreibphasen auferlegte. Sie bestand aus drei unausweichlichen Etappen: im Morgengrauen aufstehen, eine Runde laufen gehen und bis zum Abend schreiben. Indirekt machte ich die Bekanntschaft von Sloane also dank dieses Buches. Sie war meine neue Etagennachbarin. Sie war vor Kurzem eingezogen, und seitdem war sie das Lieblingsthema sämtlicher Hausbewohner. Ich für meinen Teil hatte sie noch nie gesehen. Bis zu jenem Morgen, an dem ich ihr, bei der Rückkehr von meiner täglichen Trainingseinheit, zum ersten Mal über den Weg lief. Auch sie kam gerade vom Joggen, und wir betraten gemeinsam das Gebäude. Ich verstand sofort, warum Sloane in der Nachbarschaft auf so einhellige Begeisterung stieß: Sie war eine hinreißende junge Frau. Wir grüßten einander nur höflich, dann verschwand jeder in seiner Wohnung. Ich blieb mit einem verzückten Lächeln hinter meiner Tür stehen. Diese kurze Begegnung hatte mir genügt, um mich ein bisschen in Sloane zu verlieben.

Bald hatte ich nur noch eines im Sinn: Sloane kennenzulernen.

Zuerst versuchte ich, ihr übers Laufen näherzukommen. Sloane ging beinahe jeden Tag joggen, doch zu unregelmäßigen Zeiten. Ich irrte Stunden durch den Bertrand-Park in der verzweifelten Hoffnung, sie zu treffen. Dann sah ich sie plötzlich einen Weg entlangrennen. Meist hätte ich sie nie einholen können, ich lief also stattdessen zu unserem Haus zurück, um sie am Eingang abzupassen. Vor den Briefkästen trat ich von einem Bein aufs andere, und wenn Nachbarn kamen, tat ich immer so, als wollte ich gerade die Post holen, bis Sloane endlich auftauchte. Sie ging lächelnd an mir vorbei, was mich zugleich dahinschmelzen ließ und aus der Fassung brachte. Bis mir etwas Intelligentes einfiel, was ich hätte sagen können, war sie längst in ihrer Wohnung verschwunden.

Von Madame Armanda, der Concierge des Hauses, erfuhr ich schließlich etwas mehr über Sloane. Ihre Mutter war Engländerin, der Vater Anwalt, sie selbst war Kinderärztin und zwei Jahre lang verheiratet gewesen, doch die Ehe hatte nicht funktioniert. Sie arbeitete in der Genfer Universitätsklinik, mal tagsüber, mal hatte sie Nachtdienst, was erklärte, warum es mir so schwergefallen war, ihre Routinen zu verstehen.

Nachdem das mit dem Joggen gescheitert war, beschloss ich, es anders zu probieren. Ich erteilte Denise den Auftrag, das Treppenhaus durch den Türspion zu überwachen und mir Bescheid zu geben, wenn sie sie sah. Sobald Denises Schrei

ertönte (»Sie verlässt ihre Wohnung!«), stürmte ich, geschneigelt und gestriegelt, aus meinem Büro und erschien meinerseits auf dem Treppenabsatz, als wäre es reiner Zufall. Doch wir wechselten nie mehr als einen Gruß. Meist ging sie zu Fuß hinunter, was jede Konversation im Keim erstickte. Ich folgte ihr, doch wozu? Auf der Straße angekommen, verschwand sie. Die wenigen Male, die sie den Aufzug nahm, blieb ich stumm, und betretenes Schweigen breitete sich in der Kabine aus. In beiden Fällen kehrte ich anschließend unverrichteter Dinge in meine Wohnung zurück.

»Und?«, wollte Denise wissen.

»Nichts und«, maulte ich.

»Sie sind wirklich eine Niete, Joël! Nun geben Sie sich doch mal ein bisschen Mühe!«

»Ich bin eben schüchtern«, erklärte ich.

»Also bitte, erzählen Sie mir doch nichts! In den Fernsehstudios wirken Sie überhaupt nicht schüchtern!«

»Weil Sie im Fernsehen *den Schriftsteller* sehen. Joël dagegen ist ganz anders.«

»Hören Sie, Joël, es ist wirklich nicht so schwer: Sie klingeln an ihrer Tür, schenken ihr Blumen und laden sie zum Essen ein. Oder sind Sie nur zu faul, zum Floristen zu gehen? Soll ich mich darum kümmern?«

Und dann kam der Abend im April, in der Genfer Oper, wo ich mir allein eine Aufführung von *Schwanensee* ansah. Als ich in der Pause hinausging, um eine Zigarette zu rauchen, stand

sie plötzlich vor mir. Wir wechselten ein paar Worte, und da die Glocke zum zweiten Akt bereits läutete, schlug sie vor, nach dem Ballett noch etwas trinken zu gehen. Wir trafen uns im *Remor* wieder, einem Café ganz in der Nähe. So trat Sloane in mein Leben.

Sloane war schön, witzig und intelligent. Ganz sicher eine der faszinierendsten Personen, die ich je getroffen hatte. Nach unserem Abend im *Remor* führte ich sie ein paarmal aus. Wir gingen ins Konzert, ins Kino. Ich schleifte sie zur Vernissage einer unsäglichen Ausstellung zeitgenössischer Kunst, die uns einen schlimmen Lachkrampf bescherte und von der wir flohen, um in einem vietnamesischen Lokal, das sie liebte, essen zu gehen. Wir verbrachten einige Abende bei ihr oder bei mir, hörten Opern, redeten und erfanden die Welt neu. Ich konnte nicht anders, als sie mit den Augen zu verschlingen. Ich fand sie einfach hinreißend. Wie sie den Blick senkte, sich die Haare aus dem Gesicht strich, lächelte, wenn sie verlegen war, mit ihren perfekt manikürten Fingern spielte, ehe sie mir eine Frage stellte ... Alles an ihr gefiel mir.

Ich dachte bald nur noch an sie. Das ging so weit, dass ich vorübergehend sogar die Arbeit an meinem Buch vernachlässigte.

»Sie sind ja ganz woanders, mein armer Joël«, sagte Denise zu mir, als sie feststellen musste, dass ich keine Zeile mehr schrieb.

»Das liegt an Sloane«, erklärte ich, vor meinem ausgeschalteten Computer sitzend.

Ich wartete nur noch darauf, sie wiederzusehen und unsere endlosen Gespräche fortzusetzen. Ich hätte ihr stundenlang zuhören können, wie sie mir von ihrem Leben, ihren Leidenschaften, ihren Sehnsüchten und Zielen erzählte. Sie liebte die Filme von Elia Kazan und die Oper.

Eines Abends, nach einem Essen mit viel Wein in einer Brasserie im Pâquis-Viertel, fanden wir uns in meinem Wohnzimmer wieder. Amüsiert musterte Sloane den Nippes und die Bücher in den Wandregalen. Sie blieb lange vor einem Gemälde von Sankt Petersburg stehen, das ich von meinem Großonkel geerbt hatte. Dann inspizierte sie eingehend die Spirituosen in meiner Hausbar. Sie mochte das Relief eines Störs, das die Flasche Beluga-Wodka zierte, und ich servierte uns davon zwei Gläser auf Eis. Ich schaltete den Sender für klassische Musik ein, den ich oft abends hörte. Sie fragte mich herausfordernd, ob ich den Komponisten erraten könne, der gerade gespielt wurde. Nichts leichter als das, es war Wagner. Zum Klang der *Walküre* also legte sie die Arme um mich, zog mich an sich und flüsterte mir ins Ohr, dass sie mich begehre.

Unsere Liaison sollte zwei Monate dauern. Zwei wunderbare Monate. In deren Verlauf mein Buch über Bernard jedoch nach und nach wieder die Oberhand gewann. Zuerst nutzte ich die Nächte, in denen Sloane Dienst im Krankenhaus hatte, um

voranzukommen. Doch je weiter der Roman gedieh, desto weniger konnte ich davon lassen. Eines Abends fragte sie mich, ob wir ausgehen wollten, und ich sagte zum ersten Mal Nein. »Ich muss schreiben«, erklärte ich. Anfangs zeigte sich Sloane absolut verständnisvoll. Auch sie hatte einen Beruf, der sie manchmal länger aufhielt als geplant.

Dann lehnte ich ein zweites Mal ab. Auch das nahm sie noch gelassen. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch: Ich genoss jeden Augenblick, den ich mit Sloane verbrachte. Aber ich hatte das Gefühl, das mit Sloane sei für immer, unsere vertrauten Momente ließen sich unbegrenzt wiederholen. Während die Inspiration für einen Roman ebenso schnell verfliegen konnte, wie sie sich eingestellt hatte: Sie war eine Gelegenheit, die man unbedingt ergreifen musste.

An einem Abend im Juni hatten wir unseren ersten Streit, als ich, nachdem wir uns geliebt hatten, aus ihrem Bett aufstand und mich anzog.

»Wohin gehst du?«, fragte sie.

»Zu mir«, antwortete ich, als wäre es die normalste Sache der Welt.

»Du schläfst nicht bei mir?«

»Nein, ich möchte schreiben.«

»Soll das heißen, du schiebst deine Nummer und haust dann ab?«

»Ich muss mit meinem Roman weiterkommen«, erklärte ich kleinlaut.

»Aber du kannst doch nicht immer nur schreiben!«, regte sie sich auf. »Du schreibst jeden Tag, jeden Abend und sogar an den Wochenenden! Das wird langsam absurd. Mit mir unternimmst du gar nichts mehr.«

Ich spürte, dass unsere Beziehung Gefahr lief, ebenso schnell wieder in die Brüche zu gehen, wie sie begonnen hatte. Ich musste etwas tun. Und so lud ich Sloane ein paar Tage später, am Vorabend einer zehntägigen Lesereise durch Spanien, zum Essen in ihr Lieblingsrestaurant ein, den Japaner im Hôtel des Bergues, dessen Terrasse auf dem Dach des Etablissements einen atemberaubenden Blick über den gesamten Genfer Hafen bot. Es war ein traumhafter Abend. Ich versprach Sloane, weniger zu schreiben und mehr Zeit für uns zu haben, und sagte ihr immer wieder, wie viel sie mir bedeute. Wir schmiedeten sogar Urlaubspläne für August und Italien, das Land, das wir beide besonders liebten. In die Toskana oder nach Apulien? Nach meiner Rückkehr aus Spanien würden wir ein wenig recherchieren.

Wir blieben sitzen, bis das Restaurant um ein Uhr morgens geschlossen wurde. Die Frühsommernacht war warm. Während des gesamten Essens hatte ich das seltsame Gefühl gehabt, dass Sloane etwas von mir erwartete. Und tatsächlich, im Moment des Aufbruchs, als ich mich von meinem Stuhl erhob und die Angestellten begannen, um uns herum die Terrasse zu wischen, sagte Sloane:

»Du hast es vergessen, stimmt's?«

»Was vergessen?«, fragte ich.

»Heute war mein Geburtstag ...«

Als sie mein bestürztes Gesicht sah, wusste sie, dass sie recht hatte. Wütend lief sie davon. Ich versuchte, sie zurückzuhalten, entschuldigte mich tausend Mal, doch sie stieg in das einzige verfügbare Taxi vor dem Hotel und ließ mich unter den spöttischen Blicken der Wagenmeister wie einen Idioten auf der Vortreppe zurück. Bis ich mein Auto geholt und die Avenue Alfred-Bertrand Nr. 13 erreicht hatte, war Sloane längst in ihrer Wohnung, hatte das Telefon ausgeschaltet und machte auch die Tür nicht auf. Am nächsten Morgen fuhr ich nach Madrid, und während meines ganzen Aufenthalts dort blieben meine zahlreichen Nachrichten und Mails unbeantwortet. Kein Sterbenswörtchen von ihr.

Am Freitag, dem 22. Juni, kehrte ich vormittags nach Genf zurück, um zu erfahren, dass Sloane mir den Laufpass gegeben hatte.

Es war Madame Armanda, die Concierge, die mir die Botschaft überbrachte. Sie fing mich in der Haustür ab.

»Hier ist ein Brief für Sie«, sagte sie.

»Für mich?«

»Er ist von Ihrer Nachbarin. Sie wollte ihn nicht in den Briefkasten stecken, weil Ihre Assistentin doch die Post öffnet.«

Ich riss den Umschlag sofort auf. Darin fand ich nur ein paar Zeilen:

*Joël,
es wird nicht funktionieren.
Bis bald.
Sloane*

Diese Worte trafen mich mitten ins Herz. Mit hängendem Kopf ging ich hoch in meine Wohnung. Ich sagte mir, dass wenigstens Denise da sei, um mich in den nächsten Tagen aufzumuntern. Denise, die nette Frau, die wegen einer anderen von ihrem Mann verlassen worden war, das Sinnbild moderner Einsamkeit. Es gibt kein besseres Mittel gegen das Gefühl, einsam zu sein, als jemand, der noch einsamer ist als man selbst! Doch als ich meine Wohnung betrat, stieß ich fast mit Denise zusammen, die gerade aufzubrechen schien. Es war noch nicht mal Mittag.

»Denise, wo wollen Sie hin?«, fragte ich statt eines Grußes.

»Guten Tag, Joël. Ich hatte Ihnen doch gesagt, dass ich heute früher losmuss. Um fünfzehn Uhr geht mein Flug.«

»Ihr Flug?«

»Sagen Sie mir nicht, Sie haben es vergessen! Wir hatten vor Ihrer Abreise nach Spanien darüber geredet. Ich fliege mit Rick für vierzehn Tage nach Korfu.«

Rick war ein Typ, den Denise im Internet kennengelernt hatte. Wir hatten in der Tat über diesen Urlaub gesprochen. Das war mir komplett entfallen.

»Sloane hat mich verlassen«, verkündete ich.

»Ich weiß, es tut mir wirklich leid.«

»Wie, *Sie wissen es?*«

»Die Concierge hat den Brief geöffnet, den Sloane für Sie hinterlegt hat, und mir alles erzählt. Ich wollte es Ihnen nicht sagen, solange Sie in Madrid waren.«

»Und fliegen Sie trotzdem?«, fragte ich.

»Joël, ich werde wohl kaum meinen Urlaub absagen, weil Ihre Freundin mit Ihnen Schluss gemacht hat! Sie finden doch im Handumdrehen jemand Neues! Die Frauen schwärmen für Sie. Kommen Sie, wir sehen uns schon in zwei Wochen wieder. Sie werden sehen, das geht im Nu vorbei. Und außerdem habe ich für alles gesorgt. Ich war einkaufen, schauen Sie!«

Denise nahm mich rasch in die Küche mit. Als sie davon erfahren hatte, dass mit Sloane Schluss war, hatte sie meine Reaktion vorhergesehen: Ich würde mich zu Hause verkriechen. Offenbar besorgt, dass ich während ihrer Abwesenheit verhungern könnte, hatte sie beeindruckende Vorräte angelegt. Schränke und Gefriertruhe waren mit Lebensmitteln vollgestopft.

Damit verschwand sie. Und ich fand mich allein in meiner Küche wieder. Ich machte mir einen Kaffee und setzte mich an den langen Tresen aus schwarzem Marmor, an dem lauter verzweifelt leere Barhocker aufgereiht waren. Zehn Leute hätten locker in diese Küche gepasst, doch da war nur ich. Ich schleppte mich in mein Büro, wo ich lange die Fotos von Sloane

und mir betrachtete. Dann nahm ich ein Stück Bristol-Papier und schrieb darauf *Sloane*, gefolgt von 22. 6., dem Datum dieses schrecklichen Tages, an dem sie mich verlassen hatte, und der Anmerkung *ein Tag, den man vergessen sollte*. Doch es war unmöglich, mir Sloane aus dem Kopf zu schlagen. Alles erinnerte mich an sie. Selbst das Sofa in meinem Wohnzimmer, auf das ich mich schließlich fallen ließ und das mir ins Gedächtnis rief, wie ich ein paar Monate zuvor genau hier, auf diesem Stoff, die außergewöhnlichste Beziehung begonnen und später dann erfolgreich an die Wand gefahren hatte.

Ich zwang mich, nicht an Sloanes Wohnungstür zu klopfen oder sie anzurufen. Am frühen Abend hielt ich es nicht länger aus und setzte mich auf den Balkon und rauchte eine Zigarette nach der anderen, in der Hoffnung, Sloane werde ebenfalls herauskommen und wir würden uns »zufällig« begegnen. Doch Madame Armanda, die mich vom Bürgersteig aus bemerkte, als sie mit ihrem Hund Gassi ging, und mich bei ihrer Rückkehr eine Stunde später noch immer auf dem Balkon sitzen sah, rief mir vom Eingang aus zu: »Es bringt nichts, zu warten, Joël. Sie ist nicht da. Sie ist in den Urlaub gefahren.«

Ich kehrte zurück in mein Arbeitszimmer. Ich verspürte den Drang, zu verreisen. Ich musste Genf für eine Weile verlassen, mich von meinen Erinnerungen an Sloane befreien, brauchte etwas Ruhe und Unbeschwertheit. In dem Moment sah ich auf meinem Schreibtisch, zwischen den Seiten über Bernard, eine Notiz zu Verbier. Er hatte diesen Ort geliebt. Der Gedanke, für

eine gewisse Zeit nach Verbier zu fahren, in der Stille der Alpen wieder zu mir selbst zu finden, war verführerisch. Ich machte meinen Computer an und ging ins Internet. Dort stieß ich schnell auf die Website des Palace de Verbier, ein legendäres Hotel, von dem ich nur ein paar Fotos anzusehen brauchte, um überzeugt zu sein: die sonnige Terrasse, der Whirlpool mit Blick auf die prächtige Landschaft, die schummrige Bar, die behaglichen Salons, die Suiten mit Kamin. Das war genau die Umgebung, die ich jetzt brauchte. Ich klickte auf das Feld »Reservieren«, ehe ich in die Tasten zu hauen begann.

Und so fing alles an.